

**Jugend-  
Kalender  
1850.**

**Leipzig,  
Georg Wigand's Verlag.**

Dr. Kretschmer

Handwritten text, possibly a title or reference number, appearing as a mirror image of the reverse side of the page.

71534

08 2h

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

Faint mirrored text, likely bleed-through from the reverse side.

66.868



## Januar.

Das hat der Winter gut gemacht,  
Schnee überall, es ist 'ne Pracht!  
Slink in den Schlitten mit dem Kind  
Und fahet es lustig durch den Wind!  
Und kneist der Wind die Backen gleich,  
Da lacht und denkt: Er spaßt mit Euch!



## Februar.

Der Vater raucht sein Pfeifchen, die Mutter sitzt und spinnt  
 Großmutter muß erzählen von Nix und Elfenkind  
 Von Däumling und Schneewittchen und von dem Zauberbären  
 S' sind grauliche Geschichten und doch so schön zu hören.  
 So heimlich ist's im Stübchen — ach wenn nur Eins nicht wär':  
 Daß man zu Bett muß gehen, das hält doch gar zu schwer!



## M ä r z.

Im Schläfe lag die Erde, in Decken von Eis und Schnee  
Da hebt im März die Sonne die Decken in die Höh'  
Und sieh', nun steckt ein Veilchen auch schon sein Köpfschen vor,  
Das ruft: „Bald kommt der Frühling! Elink, öffnet ihm das Thor  
„Und grabt und pflanzt im Garten, macht Alles recht geschwind,  
„Daf, wenn der Frühling einkehrt, er Alles sauber find't!“



## April.

Kartoffeln in die Erde! und Saatkorn in den Acker!  
Wer erndten will im Herbst, der sei im Frühling wacker;  
Und wer im Frühling wacker ist, der hat im Winter Brod,  
Und wer sein Brod verdienen kann, der fürchte keine Noth;  
Und wer nicht Noth zu fürchten hat und ist gesund am Leibe,  
Der danke Gott und bitt ihn drum, daß er gesund auch bleibe.



## Ma i.

Frühling, Frühling überall,  
Blüthen allenthalben;  
Horch, wie rauscht der Bach im Thal  
Sich, schon Störch' und Schwalben!  
Lämmer springen auf den Weiden,  
Kinder singen voller Freuden,  
Kuckuck ruft und Nachtigall:  
„Frühling, Frühling überall!“



## J u n i.

Die Mädchen stehn am Brunnen  
Und bleichen dort ihr Lein,  
Die Bursche ziehn auf die Wanderschaft aus:  
Ade! Geschieden muß sein!  
Das Leinen das ist bald gebleicht,  
Das Scheiden, ach, ist nicht so leicht!  
Doch giebt's ein Wort und das klingt schön,  
Das Wörtlein das heißt „Wiedersehn.“





SCHMIDT SC.

## Juli.

Heiß der Sonne Gluth  
Kühl des Sees Fluth,  
O wie lockt sie so helle! —  
Frish hinein die Brust  
In die wogende Lust  
In die schäumende Welle! —



## August.

Nun ist es reif das Aehrenfeld  
Das ich so oft mit Freuden sah.  
Der Schnitter mäht, die Aehre fällt,  
Sald steht die dürrer Stoppel da —  
Doch, wird das Aehrenfeld auch leer,  
Die Scheuer füllt sich ja mit Garben,  
Und Korn und Brod giebt's um so mehr;  
Nun darf der Hungerige nicht darben!



## September.

Der Apfelbaum, das ist ein Mann!  
Kein Anderer giebt so gern wie der.  
Im Winter, wenn man schüttelt dran  
Da giebt er Schnee die Fülle her.  
Im Frühling wirft er Blüten nieder,  
Im Sommer herbergt er die Finken;  
Jetzt streckt er seine Zweige wieder,  
Die voller Frucht zur Erde sinken.  
Denn kommt! und schüttelt was ihr könnt;  
Ich weiß gewiß, daß er's Euch gönnt.



## October.

Seht, aus der Reben fröhlichem Laube  
Wie sie hervorquillt die saftige Traube!  
Nun wird gepflückt und beim Keltern gesungen,  
Most wird gezecht und beim Sechen gesprungen.  
Was da nur Heine hat, tanzt auf der Wiese,  
Michel mit Grete und Hans mit der Kiese!



## November.

Wo holt der Fischer die Nahrung sich her?  
Aus dem Meer, aus dem Meer, aus dem tiefen Meer. —  
Wo holt sich der Fischer die braune Brust?  
An des Herbstes Sonne, die ist seine Lust. —  
Wo holt sich der Fischer den frischen Muth?  
In dem Sturm, der ihn treibt durch die brausende Fluth. —  
Was ist sein Lohn für die Müh' und die Lust?  
Wann sein Weib ihn begrüßt, wann sein Kind ihn umfaßt.



## December.

Bald will das Jahr sich wenden,  
Die Erd' ist schlafen ein.  
Da leuchtet aller Enden  
Plötzlich ein heller Schein:  
Am Weihnachtsbaum die Lichter  
Wie funkeln sie so klar!  
Und kaum sind sie verloschen,  
Grüßt Euch ein neues Jahr.

# Spitzenchristel.

Eine Erzählung.

1.

Im zweiten Stockwerk eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit mehreren Töchtern und einem fünfjährigen Knaben gewohnt. Sie waren eben im Begriff eine weite Reise anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung Alles aus den Schränken geräumt und einen Theil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch Vieles ungeordnet umherlag. Morgen ganz in der Frühe sollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leise geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!“ sagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Noth täglich so viele Leute zwingt auf solche Weise ihr kümmerlich Brod zusammenzuholen!“ — „Laß mich aufmachen, Mutter!“ bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Thür.



Draußen stand ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappschachtel in der Hand. — „Kaufen Sie Spitzen?“ fragte das Kind mit schüchternem Ton. „Wir brauchen keine,“ rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Thür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spitzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient.“

„So geh doch! geh!“ schalt das Dienstmädchen, die dazukam. „Wir brauchen nichts, Du hast es ja gehört!“ Mit diesen Worten wollte sie die Thür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen und erst, als es zu wiederholten Malen gefragt worden, warum es denn gar so kläglich thue, stotterte es die Worte heraus: „Meine

Mutter die ist so krank und kann nichts verdienen und wenn ich keinen Pfennig nach Hause bringe, was soll sie da anfangen!“

Der Dame that das Kind leid, sie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu essen. Anfangs war es scheu und zaghaft; erst als jene ihm Einiges von seiner Waare abgekauft und ihm herzlich



und freundlich zugeredet, bekam es Vertrauen. So ward es nach und nach immer dreister und offner und der natürliche unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in sein klares blühendes Gesicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und selbst Armuth und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten ausdrücken können.

Zulezt löste sich denn auch die sonst so lebendige Zunge des Kindes und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen sei aus seinem Dorf im Erzgebirge, wo die Leute fast alle mit Weben und Spizenklopplern sich ernährten. Früher hätten sie damit ihr gutes Brod verdient, jetzt aber verarmten die Meisten beim besten Willen zu arbeiten. Das käme daher, weil die Städter jetzt wenig Spizen mehr kaufen wollten. Nun sei ihr Vater gestorben; ihre Mutter, noch angegriffen von einer schweren Krankheit, wisse kaum, wo sie ihr täglich Brod für sich und ihre zwei Kinder hernehmen solle, denn sie habe auch noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte sie, daß sie schon am Sonntage hier gewesen wäre, sie hätte aber Niemand im Hause angetroffen. „Nehmen Sie mir's doch nur ja nicht übel, wenn ich so zudringlich bin,“ schloß das Mädchen, „ich würd' es nicht thun, wär's nicht um der Mutter willen!“

Nun erst vermochte Spizenchristel — denn so wurde das Kind, wie es selbst sagte, überall genannt — sich an Speise und Trank zu sättigen und als ihr gar die Leute versprochen, noch manche alte Kleidungsstücke für sie und ihre Mutter auszusuchen (sie solle nur morgen bis um sechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war sie überglücklich. Zum Abschied reichete sie jedem von der Familie ihre derbe runde Hand, sprang dann sink wie ein Reh die Treppen hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr lustig nachrief: „Ade! Spizenchristel! Komm aber nicht zu spät, denn wir reisen um sechs Uhr fort!“ —

## 2.

Am Morgen des nächsten Tages, es mochte halb sieben Uhr sein, kam Spizenchristel in voller Eile die Bürgerwiese dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo sie die ihr



versprochenen alten Kleider abholen wollte, fand sie verschlossen. Es ahnte ihr schon, sie würde zu spät gekommen sein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafstelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt die kränkliche Wirthin zu wecken.

Noch gab Christel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereist war. Erst pochte sie an die Thür, — drinnen war Alles still. — Sie legte das Ohr an die Thür, da klapperte etwas! — Es mochte wohl ein offenstehendes Fenster gewesen sein — aber Christel meinte, es



könnte ja doch noch Jemand Anderes in der Wohnung sein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie klingelte, erst leise, dann stärker. Sie achtete gar nicht darauf, als eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und sie längere Zeit von weitem beobachtete.

Endlich versuchte die Kleine durchs Schlüsselloch in die verschlossene Wohnung zu sehen. Da erblickte sie ein versiegeltes Zettelchen, das im Schlüsselloch steckte. Erst nach langem Zögern wagte sie, dasselbe herauszunehmen. Sie las die Aufschrift: „An Spigenchristel.“ — Erstaunt und hocherfreut durchslog ihre Blicke den Inhalt. In dem Briefe ward ihr von der bereits abgereisten Hamburger Dame ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten Sachen für sie bereit läge. In der Eile der Abreise hatte man dieses Mittel gewählt,

um der verspäteten Christel die Sachen zukommen zu lassen. Zwar wäre noch ein andrer Weg dazu möglich gewesen: man hätte das Bündel dem Hausmann mit dem Auftrage übergeben können, daß er es dem Kinde, wenn es käme, einhändigen möge. Der Mann war aber als ein neidischer Geizhals bekannt und man fürchtete, er würde den Auftrag vielleicht nicht ausführen.

Dieser Hausmann war ein alter Flickschneider, der mit seiner zänkischen Frau im Nebengebäude wohnte und dessen Amt es war, die Thüren des Hauses zu öffnen und zu schließen, Hof und Garten rein zu halten, und dergleichen mehr.

Kaum hatte Christel den Brief an sie gelesen, so sprang sie auch schon in schnellen Sätzen in den Keller hinunter. Erst nach vielem Herumtappen durch einen schmalen Gang, der an einigen verschlossenen Holz- und Kohlenverschlagen vorbeiführte, fand sie die bezeichnete Treppe. Unter ihr in einem dunkeln Winkel sollte das Päckchen liegen. Nicht weit davon fiel durch eine kleine Oeffnung ein Lichtstrahl in den Keller; um so düstrier war der Winkel. Da stand ein alter zerbrochener Kinderwagen, Scherben und Gerüll lagen auf einem Haufen umher. Christel suchte darin herum, endlich fühlte sie etwas Weiches, es war das Bündel. Aber daneben hatte sie beim Herumfühlen in dem Schutt noch etwas Andres gefunden, es war ein altes verschlossenes Pappkästchen. — Das Alles konnte doch wohl für Niemand als für sie bestimmt sein.

Im ersten Augenblick wollte sie sämmtliche Sachen, ohne sie vorher zu besehen, aufspacken und damit zu Hause gehen. Die Begier aber, die ihr zugebachten Geschenke auf der Stelle in Augenschein zu nehmen, war doch zu groß. Zwar war es dunkel genug in dem Kellerloch, aber in der Nähe fiel ja der Lichtstrahl auf den Boden. Da trug sie schnell ihre Schätze hin.

Zuerst öffnete sie das Päckchen mit den Kleidern. Da fand sich ein Rock und Wäsche für die

Mutter drin und sogar ein Kleid für sie selbst. Sie konnte sich nicht enthalten, es sich anzumessen; es paßte als wär' es für sie gemacht, sie war voller Freuden. Was aber mochte nun wohl die Pappschachtel enthalten? Die sah altmodisch und ärmlich aus und war mit einem verbläuten schmutzigen Bande zugebunden. — Erst nachdem sie die Kleider sorgfältig wieder zusammengeschnürt, nahm Christel das geheimnißvolle Kästchen auf, um es zu öffnen, sie wog es in der Hand. Da kam es ihr vor als hörte sie in der Holzkammer nicht gar weit von sich etwas rauschen. Sie horchte. — Es war weiter nichts zu hören, aber als sie sich umsah ward ihr recht unheimlich zu Muth. Der Keller war öde und dumpfig, eine Todtenstille um sie her. Nur ganz hinten, wo es weit in das Dunkel hineinging, fielen einzelne Tropfen von durchsickerndem Wasser in gleichmäßigen Pausen vom Gewölbe herunter, — sonst kein Laut.

Bald siegte jedoch ihre kindische Neugierde und ließ sie alle Angst vergessen. Sie versuchte das Band aufzuknüpfen das die Schachtel verschloß; in ihrer Hast zog sie den Knoten nur um so fester zusammen. — Da klang es wieder als hustete Jemand leise in ihrer Nähe. — Auch jetzt stuzte Christel für einige Augenblicke, dann aber ließ sie sich nicht weiter stören und versuchte mit Gewalt das Band zu zerreißen. Es gelang, doch zu gleicher Zeit glitt auch das Kästchen dem Kinde aus der Hand. Der Deckel löste sich im Fall und klirrend fiel der Inhalt auf den Fußboden nieder. Sie erschrak. Da lag vor ihren Füßen eine große silberne Taschenuhr mit altmodischer Stahlkette, ein eben solcher Halschmuck von bunten Glaskorallen mit einem silbernen Kreuzchen daran und wohl zwei Duzend silberne Löffel.

Das Eine fühlte sie gleich beim ersten Anblick des Schazes, diese Dinge konnten unmöglich für sie bestimmt sein. — Eine rechte Angst befiel das arme Mädchen; es war ihr als müßte sie Alles, selbst das Bündel mit Kleidern, dort zurücklassen und schnell die Treppe hinauf ans liebe freie Tageslicht laufen, um so rasch wie möglich nach Hause zu kommen. Aber die schönen Sachen dort liegen zu lassen, war auch wieder bedenklich, wer weiß, ob sie nicht gestohlen werden konnten! Endlich ermannte sie sich und kniete am Boden nieder, um die Schätze wieder einzusammeln; was sie dann damit machen würde, wußte sie selbst noch nicht. Behalten hätte sie sie auf keinen Fall, darüber war sie mit sich einig.

Oben hob sie die Uhr vom Boden auf. Da schrie eine kreischende Stimme hinter ihrem Rücken: „Diebe! Spitzbuben! Diebe!“ Christel warf in der Angst ihres Herzens die Uhr in den Schutthaufen, ergriff ihr Kleiderbündel und wollte damit fortlaufen, aber als sie kaum ein Paar Schritte durch den Gang gethan, griff eine Hand sie an den Arm, Leute kamen die Kellertreppe heruntergelaufen, auch die packten sie und führten sie zurück zu der Stelle, wo noch das Silberzeug am Boden lag.

„Hab' ich Dich endlich, Du Spitzbube!“ schrie ein altes häßliches Weib. Es war die Hausmannsfrau, dieselbe, die sie zuerst ergriffen. Der Mann, der dazu gekommen, hob eine Bohnenstange, die dort in der Nähe stand, empor und hätte das Kind in seiner Wuth blindlings geschlagen, hätte nicht ein Holzhacker, der mit ihm vom Hofe, wo er eben Holz gesägt, auf das Geschrei der Alten heruntergeißelt war, ihn zurückgehalten.

„Mann, stink! lauf zum Polizeiwachtmeister,“ schrie das Weib, die noch immer das Kind festhielt. „Bring' ihn her, daß er gleich hier am Ort die Bescheerung sehen kann. Aber Du gehst auf der Stelle! hörst Du? Wer weiß, was das Diebsgesicht hier noch Alles versteckt hat!“ — Der Mann lief fort und nun überschüttete die Frau das erschrockene Kind mit einer wahren Fluth von Schimpfworten. Sobald es nur den Mund aufthun wollte, um sich zu rechtfertigen, wurde es mit Stößen zur Ruhe verwiesen. „Ich werde Dich lehren,“ schrie sie, „mir künftig wieder meine



Uhr und mein Silber zu stehlen, Du Rabe Du! Und wo hast Du das Bündel da her? Jakob, sieh doch einmal nach, was da drin ist!" Der Holzhacker that, wie ihm die Frau befohl. Das Kind wollte sagen, wie es zu den Kleidern gekommen, aber die Alte ließ es nicht zu Worte kommen. „Ei, sieh da! die Kleider sollt' ich ja kennen. Also auch die Leute da oben, die eben abgerieft sind, hat sie bestohlen? Seht doch, wie püffig das junge Ding schon ist. Erst wird geklopft und dann geklingelt und dann das Ohr an die Thür gelegt — o, ich hab' Alles gesehen! — und wie man merkt, daß keiner da ist, geht's wie der Wind in den Keller um das gestohlene Gut aus dem Diebswinkel abzuholen. Aber warte nur, wenn Du erst wirst eingesperrt sein, wird Dir bei Wasser und Brod Dein Handwerk schon gelegt werden. — Ja, heule und schreie nur immer zu, die Krokodillstränen kennen wir schon. Alles Heuchelei, alles Lügen!" So schrie die Alte immer fort, daß dem armen Kinde Hören und Sehen verging. Auf seinen Knien bat es, man möchte es doch frei lassen, es wäre ja ganz unschuldig. Da half kein Bitten, kein Flehen.

Bald war auch der Hausmann wieder da mit dem Polizeidiener. „Da haben wir sie endlich," sprach er und zeigte auf das Kind, „das ist die Brut, die uns vorgestern unsre Sachen gestohlen hat und das am lieben heiligen Sonntag Nachmittag, wie ich gerade mit meiner Frau zum Vogel-schießen nach Blasewitz gegangen war!"

Alle Versuche des Mädchens, sich zu rechtfertigen, waren vergebens, auch der Brief der Hamburger Dame wollte sich nicht finden. Wie die Sachen standen, war es die Pflicht des Polizeidieners, das des Diebstahls sehr verdächtige Kind mit sich zu nehmen. Und so geschah es denn auch.

Als sie über den Hof gingen, lief dort ein junger Hund umher, der in lustigen Sprüngen ein Stück Papier zernagte und zerriß, daß die Fegen davon im Winde umherflogen. Keiner bemerkte es als Christel. „Das ist am Ende mein Brief, den ich auf der Treppe verloren habe," dachte sie bei sich, aber Schande, Schrecken und Angst schnürten ihr die Kehle zu. Sie wagte kein Wort zu sprechen. Ohne sich weiter zu sträuben ging sie neben dem Polizeidiener her, der sie auf ihre Bitte losgelassen. Sie verdeckte ihr Gesichtchen mit der Schürze, kaum vermochte sie noch an Etwas zu denken.

In einem Dorf, tief im Grunde des Erzgebirges läuteten die Abendglocken. Die Sonne ging in vollem Glanz hinter den Bergen unter. Weber und Spizenklopplerinnen saßen vor ihren Häusern und ruhten von der Arbeit aus, Feldarbeiter kamen mit Gesang aus den Thälern heim, unter den breitästigen Linden, die auf dem freien Platz vor der Kirche standen, spielten die Kinder des Dorfs. Alles war so friedlich und still, und die Schönheit der Natur an dem frischen heitern Herbstabend ließ die Leute für kurze Zeit all' ihre Sorge und Noth und die bittere Armuth vergessen.

Eine Seele aber war da, die diese Ruhe nicht finden konnte.

Am Ende des Dorfes, wo der Hohlweg an dem verfallenen Gemäuer eines alten Schloßthurmes vorüberführt, saß Frau Anna, die Mutter von Spizenchristel in der Kürbislaupe vor ihrem kleinen Hause und sah sehnsüchtig den Weg hinunter nach ihrem Töchterchen aus. In der Hausthür neben ihr spielte der kleine Hans, ihr Söhnchen, mit drei jungen Käzchen und freute sich



an ihren lustigen zierlichen Sprüngen. Das fröhliche Kind ahnte nicht die Sorgen, die seine arme Mutter drückten. Nur von Zeit zu Zeit fragte es: „Mutter, ist noch nichts von Christel zu sehen?“ Aber eben diese Worte waren es, die der besorgten Mutter jedesmal einen neuen Stich ins Herz gaben. So schwer es ihr auch ward, sie mußte zuletzt dem Kinde die immer wiederkehrende unschuldige Frage verbieten. Zwei Tage waren nun schon verstrichen, seit sie die Rückkehr ihrer Christel bestimmt erwartet, und immer noch war nichts von ihr zu sehen. Die Krankheit, die sie im Bette zurückgehalten hatte, als ihre Tochter mit dem Spizenkasten nach Dresden gegangen, war schneller gewichen, als sie selbst es erwartet hatte. Sie konnte den schönen Herbstabend doch wieder in freier Luft genießen.

Wie sie so da saß und in ihrer Sorge um das Kind gar nicht merkte, daß kalte Nebel schon aus den Thälern aufstiegen, sah sie auf der Straße, die in den Mühlengrund hinabführte, ganz von weitem den langen Andreas daher kommen. Er war des Nachbarn Sohn, der von Zeit zu

Zeit Botengänge nach Dresden zu machen pflegte. — Gern wäre sie ihm entgegengegangen um ihn zu fragen, ob er in Dresden nichts von ihrem Kinde gehört habe, aber dazu fühlte sie sich doch noch zu schwach.

Sie verwandte keinen Blick von ihm; da gewahrte sie, wie der Dorfschulze, der zufällig auf derselben Straße dem Andreas entgegenkam, an ihn herantrat. Beide schienen, so weit sich's von ferne sehen ließ, etwas sehr eifriges mit einander zu sprechen, ja, sie glaubte sogar zu sehen, wie der Schulze bedenklich und erschrocken mit dem Kopf schüttelte.

„Wenn die Weiden nur nicht von einem Unglücke sprechen, das meiner Christel passiert ist,“ sprach Frau Anna leise vor sich hin. — „Soll ich den Andreas herholen?“ fragte Hans. — „Er wird schon von selbst kommen,“ bemerkte die Mutter, „spiel' Du nur ruhig mit Deinen Kästchen.“ Sie wollte das Kind nicht auch noch beunruhigen.

Endlich kam der Schulze daher, Andreas folgte ihm in einiger Entfernung nach. — „Ums Himmels willen,“ rief Frau Anna ihm entgegen, „Ihr seht mich so bejammernswürdig an. Sagt mir, ist meiner Christel in Dresden ein Unglück geschehen?“ — Der Dorfschulze reichte ihr die Hand und sprach: „Liebe Frau, ich weiß, Ihr habt manche Sorge und manches Leid in Eurem Leben erfahren und dabei immer einen kräftigen Sinn bewahrt. Ihr werdet es auch jetzt thun. Es hat sich allerdings etwas sehr Trauriges mit Eurem Kinde zugetragen.“

„Ist sie todt? — Verschweig mir Nichts! Quält nicht ein Mutterherz, sagt mir Alles, wie es steht, Ihr müßt es mir ja doch sagen!“

„Euer Kind lebt, Frau Anna, es ist nicht todt und hoffentlich stellt sich das, was der Andreas erzählt, als ein Irrthum heraus. Ich kenne Eure Christel, ich weiß . . .“

„Sie hat gestohlen!“ rief Andreas, der nun auch dazu getreten war, in seiner rohen tölpelhaften Weise. „Ja, und sie haben sie auf die Polizei gebracht, und da sitzt sie noch, weil sie goldne Uhren und Löffel und Kleider und viele tausend Thaler gestohlen hat.“

Frau Anna drückte ihr Gesicht in beide Hände, der kleine Hans, der bisher mit offenem Munde wie erstarrt dagestanden, sprang hinzu und suchte mit seinem Händchen den Kopf der Mutter aufzurichten. „Mutter, bist Du krank?“ rief er einmal über das andre.

Der Schulze suchte die gebeugte Frau zu trösten, sie hörte nicht was er sprach. Plötzlich aber hob sie den Kopf empor, faßte mit ihren beiden Händen die Hand des braven Mannes und mit einem innigen vertrauenden Blick zum Himmel rief sie: „Ich danke Gott, daß meinem Kinde nichts Schlimmeres begegnet ist. So gewiß, wie dort der lichte Mond am Himmel steht, weiß ich: meine Tochter ist unschuldig, meine Christel kann nicht stehlen!“

Die Frau hatte diese Worte mit einer solchen Ueberzeugungsstärke gesprochen, daß der Schulze nichts mehr hinzufügen konnte und ihr nur mit inniger Theilnahme die Hand drückte. Er bat sie nun, ihrer Kränklichkeit wegen die nebelseuchte Luft zu verlassen und im Hause mit ihm alles Nöthige zu besprechen, was man für das Kind thun könne. Dem Andreas aber gebot er streng, im Dorf auch nicht das Geringste von der Sache zu erzählen, um so mehr, da doch Vieles in dessen Bericht übertrieben schien. Er selbst beschloß morgen in der Frühe nach Dresden zu fahren, um nähere Erkundigungen einzuziehen und wo möglich mit dem Kinde selbst zu sprechen.

## 4.

Nachdem Christel ins Gefängniß geführt worden, brachte sie die erste Zeit ihrer Gefangenschaft in einer Art fieberhaftem Zustande zu. Der Gedanke an die Schande, die sie erlebt, als sie

an der Seite des Polizeidieners durch die Straßen gegangen, die bösen Reden des Hausmanns und seiner Frau drückten sie so nieder, daß, als der Gefangenwärter die Thüre hinter sich verriegelte und sie allein in der öden Zelle ließ, sie sich platt auf den Fußboden niederwarf und das glühende Gesicht auf den kalten Stein drückte. Erst nach längerer Zeit trug das Gefühl ihrer Unschuld etwas dazu bei, sie zu beruhigen. Sie erhob sich von der Erde und warf sich auf das Strohbette. Aber bald kamen ihr andre Gedanken, die von Neuem ihr das Herz zuschnürten.

„Ach,“ so jammerte sie vor sich hin, „meine Mutter, meine arme franke Mutter! Wer wird sie nun pflegen und für sie sorgen! — Wüßten sie nur zu Hause, daß ich noch lebe und wo ich



geblieben bin!“ — „Nein! nein!“ rief sie dann wieder, „das dürfen, das sollen sie nicht wissen! Wenn die Mutter das hörte, daß ihre Christel im Gefängniß sitzt und wenn sie ihr gar erzählen, daß ich gestohlen haben soll, die Mutter müßte ja umkommen vor Schreck und Jammer!“ — Ein Strom von Thränen machte ihrem Herzen endlich Luft.

Allmählich kehrte Ruhe in die Seele des Kindes zurück und es sank in einen langen tiefen Schlummer. Auch der folgende Tag verging unter Kummer und Gram. Noch vermochte Christel auf nichts um sich her recht zu achten.

Am dritten Tage, als sie auf ihrem Strohbett erwachte, fiel ein lichter heller Sonnenstrahl durch das kleine Fenster. Die Sonnenfläubchen schwammen darin so glänzend umher und selbst die Spinnweben in den Fensterecken glitzerten als wären sie von Silber. Tief blau schaute der Himmel in die dunkle Kammer. Da kam ein Vogel angeflogen, setzte sich auf das Eisengitter draußen und sang sein fröhliches Morgenlied.

Dem gefangenen Kinde war es, als hätte es oft denselben Vogel zu Hause in der Kürbislaupe singen gehört, wenn die Mutter dort ihre Spitzen geklöppelt und sie selbst auf der Hundsbude daneben mit ihrem Strickzeug gefessen. Das waren schöne Tage gewesen! Auch kam es ihr vor, als wollte der Vogel ihr Allerlei von Hause erzählen, ach, wer nur des Vogels Sprache verstanden hätte! — Christel berechnete, was für ein Tag es heute wohl sein könnte, da bekam sie heraus, daß gerade an diesem Tage das Erndtefest in ihrem Dorf gefeiert würde. Du lieber Himmel, wie mußte es heute daheim so schön sein! Da ging es wohl herrlich und lustig her! Musik und Tanz und die Kinder des Dorfs auf der großen Wiese hinter der Ruine, wo sich so schön Versteck spielen ließ in den wilden Hollunderbüschen — und während dort Alles jauchzte und jubelte, saß sie hier im engen Gefängniß allein, ohne Mutter und Gespielen, allein mit ihrem Schmerz und ihrer Sehnsucht!

Wie sie so mit allen ihren Sinnen sich versenkt hatte in ihre Gedanken, rasselte draußen auf dem Gange das Schlüsselbund des Gefangenwärters und die Thür ward geöffnet. Christel glaubte,

der Mann bringe ihr wie an den früheren Tagen ihre Gefängnißkost, sie sah daher gar nicht auf. Als aber plötzlich eine bekannte männliche Stimme ihr zurief: „Guten Morgen, Kind!“ und als sie die Augen aufschlug und den Dorfschulzen, ihren Vathe, erblickte, da kam nach langer Trübsal eine Freude über sie, daß sie für den Augenblick ihre Schande, ihren Kerker, ihre Leiden, Alles, Alles vergaß. „Herr Vathe! lieber Herr Vathe! was macht meine Mutter?“ rief sie, sprang auf ihn zu und hing sich mit beiden Armen an seinen Hals.



„Christel,“ sprach der Schulze mit strengem aber nicht hartem Ton, „bist Du denn wirklich noch das ehrliche brave Kind wie früher?“ und sah sie bei diesen Worten mit forschenden durchdringenden Blicken an.

Dem Kinde versagte auf diese Frage die Antwort, es schaute ihm nur mit seinen blauen unschuldigen Augen so treuherzig und doch so traurig ins Gesicht, daß er, ohne ihre Antwort abzuwarten, ihr zurief: „Ich weiß schon, ich seh Dir's an, Du bist unschuldig!“

Noch einige Zeit lang konnte das Mädchen kein Wort hervorbringen, so bewegt war sie. Fortwährend drückte und küßte sie die Hände des

würdigen Mannes, der ihr sanft den Kopf streichelte und ihr freundlich zuredete. Darauf zog er einen Brief der Mutter aus der Tasche und gab ihr denselben. Mit zitternden Händen erbrach das Kind den Brief und ihr Gesicht verklärte sich in heller Freude beim Lesen desselben. Der Brief begann folgendermaßen:

„Meine Tochter!

„Ich habe gehört, daß die Leute glauben, Du hättest eine schwere Sünde begangen. Ich, Deine Mutter, kenne Dein Herz und weiß, daß es unmöglich ist, daß mein Kind solch Verbrechen verüben kann. Der Schein ist gegen Dich, aber was der liebe Gott auch noch von Leiden über Dich verhängen mag, murre nicht und bleibe ehrlich und treu und wahrhaftig, wie Du bisher gewesen. Besser Unrecht leiden als Unrecht thun.“

Der Brief schloß mit erhebenden Trostworten und mit der Nachricht, daß sie selbst sich körperlich jetzt wohler als seit langer Zeit befinde, jedoch habe der Arzt ihr strenge verboten, jetzt schon ihr Kind zu besuchen.

Immer und immer wieder las Christel den Brief durch und bedeckte die Unterschrift, die den Namen ihrer Mutter enthielt, mit innigen Küßchen. — Dann erzählte sie dem Schulzen was sich zugetragen. Dieser Bericht machte, daß dem erfahrenen Mann sein Vertrauen auf die Unschuld des Kindes zur völligen Gewißheit ward. Er versprach der Gefangenen, das Seinige für ihre Befreiung zu thun. Mit freundlichen Worten verließ er sie und sprach ihr beim Abschiede Hoffnung und Muth ein.

Noch denselben Tag ward Christel und alle Zeugen vor Gericht verhört. So gut das Kind es vermochte, berichtete es das Geschehene der Wahrheit getreu. Der Schulze und Alle, die die Angeklagte von ihrer frühesten Kindheit an kannten, legten das günstigste Zeugniß für sie ab;

der Hausmann aber und seine Frau beschworen mit einem Eide, sie hätten an einem Sonntag Nachmittage, als beide zum Vogelschießen nach Blasewitz gingen, das erzgebirgische Mädchen über ihren Hof gehen sehen. Spät am Abend wären sie nach Hause gekommen, da hätten sie die Kammer geöffnet und aus ihrer Kommode die Silbersechachtel entwendet gefunden. Auch das ganze Betragen des Kindes als sie ergriffen worden und alles das, was die Hausmannsrau auf der Treppe und im Keller wollte erblickt haben und was Christel selbst nicht leugnen konnte, erschien verdächtig. Der Ausspruch des Gerichtes lautete dahin, die Angeklagte müsse so lange in gefänglicher Haft behalten werden, bis sich Beweise für ihre Unschuld herausstellten.

So verging eine ganze Woche. Die arme Kleine blieb nach wie vor in ihrer Zelle, nur mit der Milderung, daß ihr Lesebücher gegeben wurden und man ihr gestattete, sich mit Handarbeiten zu beschäftigen. Nach einiger Zeit ward sie sogar in eine bessere Stube gebracht zusammen mit einem andern Mädchen von etwa sechzehn Jahren, welches man für ziemlich gebessert hielt und von der man hoffte, sie werde vortheilhaft auf Christel einwirken.

## 5.

Es war eine schöne Nacht. Trotz dem Herbst war die Luft so warm und mild, daß man hätte glauben können, der Sommer habe in den Thälern des Erzgebirges noch etwas zu thun vergessen und wäre auf ein Paar Tage dahin zurückgekehrt, um das Versäumte nachzuholen.

Frau Anne saß in ihrem Stübchen beim Schimmer der Lampe und nähte an einem warmen Winterrock für ihr gefangenes Kind. In dem engen Raume war es gar heimlich. Der kleine Hans lag in seinem Bettchen am Ofen und athmete leicht im ruhigen Schlummer. Nur bisweilen, wann er sich auf die andere Seite herum warf, lallte er im Schlaf ein Paar unverständige



Laute und schlief dann wieder ruhig weiter. Die Katze schnurrte in der andern Stubenecke neben ihren Jungen. Dazu tickte heimlich der Perpendikel der Schwarzwälder-Uhr.

Aber die Wärme im Kämmerchen wurde immer drückender, ein verspätetes Gewitter schien draußen heraufkommen zu wollen. Der Frau Anne ward so bellommen zu Muth. Vor allem trieben die Gedanken an ihre Christel ihr das Blut zum Herzen. Es war ja heute des lieben Kindes



Geburtstag! Gegenwart und Zukunft lagen schwarz und finster vor den Blicken der armen Frau. Auf Erden wußte sie wenig Trost mehr zu finden, alle Noth und alle Sorge legte sich wie eine schwere Last auf ihre Seele.

In solchen Augenblicken — und deren hatte Frau Anne manche in ihrem Leben gehabt — pflegte das Stübchen ihr zu enge zu werden. Nur Einen Ort wußte sie, der ihr dann eine Zuflucht gewährte. Draußen in dem großen Tempel, dessen Gewölbe der Himmel ist, in dem Tempel, der mit den höchsten Wundern dieser Welt ausgeschmückt ist, mit den Lichtern von Sonne, Mond und Sternen, mit den prächtigen fliegenden Vorhängen der Wolken und dem grünen Teppich der Erde, dort wo der Orgelton des Windes und die Stimmen der Vögel ihre Klänge erschallen lassen, war der Ort, an dem Frau Anna ihrem Herzen Trost zu holen wußte.

Am Ende ihres Gartens zog sich ein Weg neben Haselsträuchern und unter überhängendem Hollundergebüsch längs dem halbversunkenen Bretterzaun zu dem Gemäuer des verfallenen Schloßthurmes hinauf. Da oben war ein stilles einsames Grasplätzchen, von wo man tief ins Thal und über das ganze Dorf hinabschauen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Außer einigen Kindern, die zuweilen Gras und Nesseln für ihre Ziegen zu holen pflegten, kam da fast niemand hin. Daher bauten auch gern die Vögel ihre Nester in dem dichtwuchernden Gestrüpp umher.

Diese stille Einsamkeit, gleichsam eine kleine Kapelle in dem unermesslichen Dom der Natur, war der Ort, zu dem Frau Anna auch in dieser Nacht hinging, um ihrem Herzen in innigem Gebet Luft zu machen.

Da kniete sie, die gefalteten Hände auf einen alten Baumstumpf gestützt, ihr Haupt zum Himmel gerichtet. Zwischen dunklen Wolken schimmerten die Sterne in ungetrübtem Glanz. Bald brach auch der Mond zwischen den Wolkenpalten hervor. Milde ergoß sich sein Licht immer weiter über das Dorf herab und flimmerte zuletzt weithin im Thale. Es war als ob die Wolken, die sich eben noch hoch aufgethürmt hatten, solchen Glanz nicht vertragen könnten, sie verslogen und verschwammen nun hinter den Bergen. In weiter Ferne zuckte noch das letzte Leuchten eines vorüberziehenden Gewitters.

Und so, wie am Himmel die Wolken sich auflösten und es in der Natur allmählig klar wurde, so verschwanden auch in der Seele der armen Frau die Sorge und Alles was sie brängstigt hatte. Festes Gottvertrauen kam durch das Gebet wieder in ihr Herz. Wie das Licht des Mondes da draußen, ging ihr das Licht der Hoffnung im Innern auf und in dem Schimmer dieses Lichtes sah sie mit Dank, wie viel Freude bei aller ihrer Noth ihr noch übrig geblieben war. Ihre Christel lebte ja noch, die Gefangenschaft konnte, sie fühlte es jetzt, nicht immer dauern. Der kleine Hans war frisch und gesund und ihr Augentrost. Ihre noch vor Kurzem so gebrochenen Kräfte waren wieder zurückgekehrt und wieviel Liebes und Gutes hatte sie selbst von der Milnthätigkeit guter Menschen erfahren! Traurig und gebeugt war sie hergegangen, freudig erstarbt stand sie vom Boden auf. Auch an der Schönheit der stillen Mondnacht konnte sich wieder ihr Auge erquicken.

Wie sie nun so da oben stand und Grüße über die dunkeln Berge ihrem gefangenen Kinde nach Dresden hinsendete, war es ihr, als höre sie plötzlich neben sich in den Räumen des Gemäuers ein Paar Leute halbleise mit einander sprechen.

Ohne grade horchen zu wollen hielt sie doch den Athem an. Im Anfange verhallten die Worte verworren in dem Nachtwinde, der eben durch das zum Theil schon dürr gewordene Laub rauschte. Es schienen rohe Männer-Stimmen zu sein, die mitunter in ein widerliches Gelächter ausbrachen. — Für die Stimmung, in der Frau Anna sich befand, war nichts störender als diese Laute. Eben wollte sie zu ihrer Wohnung zurückkehren, als der Wind ihr das Gespräch der Beiden

deutlicher zutrug. Sie hörte Worte die ihr verdächtig vorkamen. Unwillkürlich trieb es sie an, zurückzubleiben und weiter aufzuhorchen. Da legte sich das Rauschen des Windes und sie vernahm folgendes Gespräch:

„Ein schöner Kerl bist Du mir!“ hub die lallende Stimme eines älteren, wie es schien, betrunkenen Mannes an. „Will selbst lange Finger machen und bekommt Angst, daß andre lange Finger ihn packen werden. Wahrhaftig, ein schöner Kerl!“

Der Andere mit einer jüngeren aber heisern Stimme wollte sich vertheidigen, aber der Erste fuhr fort: „Magst reden, was Du willst! morgen geh ich nach Dresden und hol' mir in der Dämmerung, eh sie die Thür' zuschließen, die Schachtel aus dem Kellerloch ab. Und wenn die ganze Polizei wieder auf der Straße hinter mir ist, diesmal soll kein Teufel mich dazu bringen, den Silberkasten wieder, wie damals, wegzuverwerfen. Nur ein Hasensfuß wie Du konnt' mir den Rath geben. Ein schöner Kerl bist Du mir!“

„Weißt Du denn gewiß, daß Silber drin ist?“ fragte der Heisere.

„Und ob!“ lachte Jener. „Narr! ich hab's Dir ja schon zwanzig mal gesagt, die blonde Hanne, die früher beim Hausmann mit geschneidert hat, hat's meiner Frau genau beschrieben. Wenn die Schachtel kein Silber in sich hat, hab' ich heute keinen Branntwein in mir. Die Schachtel war schwer und ich bin schwer, sind wir alle beide schwer!“

Ein rohes Gelächter belohnte den schlechten Witz des Betrunkenen. Nach einiger Zeit fing der Heisere wieder an:

„Du! ich kehre wieder nach Böhmen heim. Um die Lumperei seß' ich meine Haut nicht noch einmal mit Dir auf's Spiel!“

„Lumperei?“ schrie der Alte. „Lumperei? — Selbst ein Lump! Hast Du nicht gehört, was das Mädel mir gesagt? Eine Uhr ist drin, und zwei Dugend silberne Löffel und —“. Der Heisere redete dem Alten einmal über's andre zu, er solle doch nicht so schreien, er würde sie beide noch ins Unglück bringen. Der aber fuhr in seiner Trunkenheit fort und rief: „Und wenn Du nicht mit mir zusammenhältst, Du Hasensfuß, dann sollst Du sehen! Prügel bekommst Du, die allerschönsten und ich zeig' Dich morgen beim Schulzen an, daß Du neulich beim Schmidt hier im Dorfe gemaußt hast. Und wenn — —“.

„Nu Meinnetwegen,“ fiel der Heisere ein, „halt' nur Ruh'! und laß mich jetzt ungeschoren! Schlafen will ich, hast Du's gehört?“ Eine Zeitlang zankten sie und schimpften noch auf einander los, bis allmählig ihre Worte immer undeutlicher wurden und es zuletzt still ward.

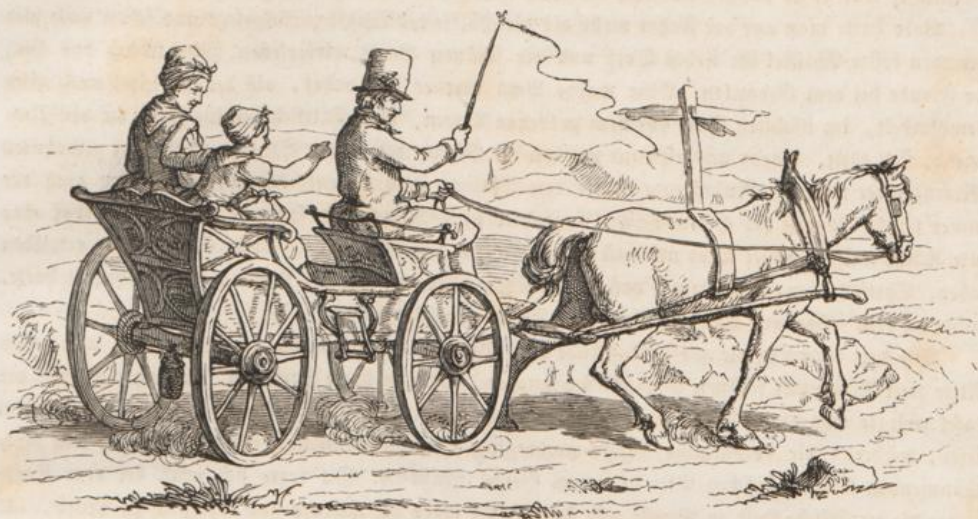
Frau Anna hatte genug gehört, um zu wissen, welcher Art die beiden Sprecher wären und welche Wichtigkeit für sie in dieser Entdeckung lag. Ohne länger zu zögern schlich sie leise den Gang längs dem Baune auf den Zehen zurück, schlüpfte durch das Pfortchen auf die Straße und eilte zum Schulzen, der am andern Ende des Ortes wohnte. Dem berichtete sie Alles, was sie eben gehört.

Kaum war eine halbe Stunde vergangen als man die beiden in der Umgegend sehr berüchtigten Spitzbuben, die man in der Thurmrüine in tiefem Schlaf fand, ergriff und nach dem Amt brachte, von wo sie morgen in der Frühe nach Dresden transportirt werden sollten.

## 7.

An einem heitern Vormittage rollte auf der großen Landstraße, die von Dresden ins Erzgebirge führt, ein Wägelchen dahin, auf dem ein stattlicher Mann und zwei Menschen in ärmlichen

Kleidern saßen, und doch waren diese beiden Menschen in jenem Augenblick vielleicht die Glücklichen in weiter Runde. Es war Frau Anna und ihre Christel, und der Mann, der die muntern Gänse zu raschem Lauf antrieb, war der Dorfschulze.



Nach dem Geständniß der beiden Diebe hatte sich die Unschuld Christels klar herausgestellt. Das Kind war sofort freigelassen worden und als es kaum die Pforte des Gefängnisses verlassen, und mit seinem Bündelchen die Straße nach dem Dorf einschlug, hatte es seine Mutter und den lieben Paten schon des Weges daher kommen sehen. Wer könnte wohl das Wiedersehen von Mutter und Tochter nach so kummervollen Tagen beschreiben? Solch ein Moment läßt sich nicht mit Worten schildern. Möge jeder der dieses liest, sich selbst in die Lage der Glücklichen hinein- denken und sie mit ihnen empfinden.

Nie war der Himmel und die Berge und Wälder, selbst jedes dürre Bäumchen am Wege der Christel so schön vorgekommen als heute, nachdem sie den Anblick der freien Natur so lange schmerzlich entbehrt. Und wie viel hatten Mutter und Tochter sich zu erzählen, ganz besonders aber unsere Christel! Noch in den letzten Tagen der Gefangenschaft hatte sie das Allerschwerste zu bestehen gehabt!

Das Mädchen, mit dem man sie zusammengebracht hatte, war niemand anders als die blonde Hanne gewesen, von der die Diebe in der Ruine gesprochen hatten. Das tückische Geschöpf hatte sich eine Zeitlang nur so reuig gestellt, um ihre Strafe zu erleichtern. Bald versuchte sie auch Christel in ihre argen Pläne durch Ueberredung hineinzuziehen, um mit ihrer Hülfe sich ganz vor Gericht herauszulügen. Mit Abscheu konnte diese sich nur von einem so schlechten Gemüth abwen- den. Zuletzt war der Christel nichts übrig geblieben, als keine Silbe mehr mit ihrer Mitgefangenen zu sprechen; dafür aber hatte die Hanne sich zu rächen beschloffen. Noch am vorletzten Tage erklärte sie dem Gefangenwärter, sie habe wichtige Entdeckungen über Christels Diebstahl zu machen. Die Kenntniß jedes Winkels in der Wohnung des Hausmanns, bei dem sie früher kurze Zeit gearbeitet, sollte ihr bei diesem schändlichen Plan zu Hülfe kommen. — Der Plan war auch fein angelegt, aber gerade zur rechten Zeit ward er vereitelt durch die Bekenntnisse der beiden Diebe, wodurch nun

auch die ganze Bosheit der Hanne an's Licht gekommen war, Christel aber ihre Freiheit wieder erhalten hatte.

Jetzt waren ja alle die trüben Tage vorüber, und je trauriger diese Erzählungen, um so erfreulicher war Alles das, was Frau Anna ihrer Tochter von dem lustigen Hans berichtete.

Bald hatte man auf der Fahrt mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt und schon nach vier Stunden sollte Christel ihr liebes Dorf und die schönen Berge wiedersehen. Ihr schlug das Herz vor Freude bei dem Gedanken. Eine wahre Pein war es ihr daher, als der Schulze, nach alter Gewohnheit, im nächsten Dorf vor dem goldenen Löwen, dem stattlichsten Gasthose in der Umgegend, still hielt. Sogar ausgespannt wurden die Pferde und in den Stall geführt. Ihr gewohntes Mittagessfutter und ihre Ruhestunde durfte den Thieren ja nicht entzogen werden. Aber auch der immer frische Appetit des Herrn Bathen fand hier seine Rechnung. Es gab in dem Gasthof eine gute Küche und die sollte nicht umsonst so gemüthlich den Rauch durch den Schornstein getrieben haben. Christel aber, trotz dem, daß sie in letzter Zeit nur schmale Gefängnißkost erhalten hatte, dachte an kein Essen und kein Trinken. Die Freude machte sie satt.

Alle drei traten in die große Gaststube ein. An dem langen sauber gedeckten Tisch, auf dessen Mitte zwei Krüge mit schönen Georginen prangten, saßen mehrere Personen. Am untern Ende der Tafel zerlegte eben die hübsche, dicke Wirthin einen gewaltigen, dampfenden Braten mit großem Eifer, während die rotharmige Magd umherging und die blinkenden Glaskrügel mit dem zartschäumenden Waldschlößchen-Bier bei jedem Gedeck hinstellte. Da regte sich auch bei dem Kinde wieder die natürliche Lust an Speise und Trank. Es ward der Kleinen gar behaglich zu Muth, als sie sich hinsetzten und die Mutter ihr die reine sauber gekniffene Serviette um den Hals band; war doch für das arme Ding eine so köstlich besetzte Tafel mit ihrer ganzen Umgebung etwas Neues, niemals Gesehenes!

Eines nur war dem Kinde bei seiner Schüchternheit sehr störend: Am obern Ende des Tisches saßen so vornehme Personen, eine Mutter mit ihren Kindern, die sich munter und lustig mit



einander unterhielten. Sie waren gewiß in dem großen schwerbepackten Reisewagen angekommen, der draußen vor dem Thorwege stand. Christel wagte gar nicht sich nach ihnen umzusehen. Scheu schlug sie die Augen zur Erde nieder und nur von Zeit zu Zeit lächelte sie ihrer Mutter, die neben

ihr saß, freundlich zu, wenn diese, in der Freude ihr Kind wieder bei sich zu haben, ihr mit der Hand über das Haar strich, oder ihr die Speisen auf den Teller legte.

Der Gewatter Dorfschulze hieb desto tapferer in die leckeren Gerichte ein und hatte dabei auch bald mit der vornehmen Dame ein Gespräch angeknüpft. Die Kinder derselben, die bisher viel unter sich von ihrer Reise zu sprechen gehabt, lenkten nun auch ihre Aufmerksamkeit nach dieser Seite des Tisches hin, und Alle riefen wie aus einem Munde: „Spizenchristel! Guten Tag, Spizenchristel!“

Christel wußte erst gar nicht wie ihr geschah, dann stand sie auf, ging zu den freundlichen Leuten hin und gab jedem schweigend die Hand, wie damals in der Küche in Dresden. Im Herzen aber war es ihr so zu Muth, als hätte sie Allen, der Dame sowohl wie den Kindern, um den Hals fallen müssen. Nun ging das Fragen an. Daß das Mädchen, die erst kürzlich aus dem Gefängniß befreit war, in diesem Augenblicke alle ihre Erlebnisse hätte erzählen sollen, wäre zu viel verlangt gewesen. Der Schulze übernahm für sie das Wort und mit Theilnahme hörten die Anwesenden der Leidensgeschichte der Kleinen zu. Die Dame, die eben auf dem Wege war nach Dresden zurückzukehren, wurde durch die Schicksale der armen Familie tief bewegt. Sie bat den Dorfschulzen, wenn er wieder in der nächsten Woche nach der Stadt komme, möge er ihr die Frau Anna mit ihrer Christel und dem kleinen Hans zum Besuche mitbringen.

Der Schulze versprach es und hielt Wort. Es blieb aber nicht bloß bei diesem einen Besuch sondern Frau Anna erhielt seitdem durch die Vermittlung der Hamburger Dame eine bedeutende Geldunterstützung, so daß sie ihr Leben von nun an ohne drückende Sorge genießen konnte. Spizenchristel ward bald darauf zum Pfarrer des Dorfes ins Haus gegeben, der dem aufgeweckten, lernbegierigen Kinde eine vortreffliche Erziehung gab; der kleine Hans aber blieb für's Erste noch bei der Mutter, die nun ihm alle ihre Sorgfalt widmen konnte.

So erblühte aus jenen Trauertagen für die bisher so bekümmerte Familie ein reicher Segen. — Nach einem Jahre reisten die Fremden wieder in ihre Heimath, aber jedesmal, wenn sie später wieder nach Dresden kamen, besuchten sie das Dorf im Erzgebirge und darin vor Allem die gute Frau Anna und ihre Spizenchristel.

R. Heinick.



## Vom schlafenden Apfel

1.

Im Baum, im grünen Blättchen  
Hoch oben sich ein Apfel wiegt,  
Der hat so rothe Bäckchen,  
Man sieht's, daß er im Schlafe liegt.

2.

Ein Kind steht unterm Baume  
Das schaut und schaut und ruft hinauf:  
„Ach Apfel, komm herunter!  
„Hör' endlich doch mit Schlafen auf.“

3.

Es hat ihn so gebeten  
Glaubt Ihr, der wäre aufgewacht?  
Er rührt sich nicht im Bette,  
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht. —

4.

Da kommt die liebe Sonne  
Am Himmel hoch daherspaziert. —  
„Ach Sonne, liebe Sonne!  
„Mach du, daß sich der Apfel rührt!“

5.

Die Sonne spricht: „Warum nicht?“  
Und wirft ihm Strahlen in's Gesicht,  
Küßt ihn dazu so freundlich,  
Der Apfel aber rührt sich nicht. — —

6.

Nu schau! da kommt ein Vogel  
Und setzt sich auf den Baum hinauf.  
„Si Vogel, du mußt singen,  
„Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf! —

7.

Der Vogel wegt den Schnabel,  
Und singt ein Lied so wundernett,  
Und singt aus voller Kehle, —  
Der Apfel rührt sich nicht im Bett! — —

8.

Und wer kam nun gegangen?  
Es war der Wind! den kenn ich schon,  
Der küßt nicht und der singt nicht,  
Der pfeift aus einem andern Ton.

9.

Er stemmt in beide Seiten  
Die Arme, bläht die Backen auf  
Und bläht und bläht, und richtig  
Der Apfel wacht erschrocken auf,

10.

Und springt vom Baum herunter  
Grad' in die Schürze von dem Kind,  
Das hebt ihn auf und freuet sich  
Und ruft: „Ich danke schön, Herr Wind!“

### Der römische Fuhrmann.



Im Süden, da möcht' ich als Fuhrmann schon leben  
Wo über die Straßen sich schlingen die Reben,  
Wo Rosen im Winter die Mauern umkränzen,  
Das Meer und die Felsen im Sonnenschein glänzen.  
So unter dem Himmel Jahr ein und Jahr aus,  
Der Wagen mein Thron und mein Bett und mein Haus,  
Zum Mahl Maccaroni, Drangen und Wein  
Da kann mir's gefallen ein Fuhrmann zu sein!



## Die Bremse.

Das Fenster ist zu, der Zeisig singt  
 „Summ!“  
 Die Bremse durch die Stube sich schwingt,  
 „Wumm!“  
 Bald brummt sie laut, bald summt sie still,  
 Hat Alles vollauf, was sie nur will,  
 Braten und Wein Und Zucker drein,  
 Da kann eine Bremse schon lustig sein.

Die Bremse schaut zum Fenster hinaus,  
 „Summ!“  
 Da draussen sieht es Anders aus.  
 „Wumm!“  
 Sie brummt für sich: „Jetzt seh ichs klar,  
 „Wie garstig es hier drinnen war!  
 „Ich will hinaus, „Ich muß hinaus,  
 „Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!“

Der Zeisig hört, was die Bremse spricht,  
 „Summ!“  
 Und ruft: „Bleib hier, fort kannst du nicht;  
 „Wumm!“

„Du glaubst, von Luft die Scheiben sein.  
 „Die sind von Glas und hart wie Stein,  
 „Frau Bremse! sacht! „Bald kommt die Magd,  
 „Dann werden die Fenster aufgemacht.“ —

Die Bremse spricht: „Ich warte nicht!  
 „Summ!  
 „Und fehr' mich an dein Schwagen nicht,  
 „Wumm!  
 „Ich will hinaus, ich muß hinaus,  
 „Ich halt's, ich halt's in der Stube nicht aus!“ —  
 Und dumm genug, Mit wildem Flug  
 Sie schießt an's Fenster in einem Zug'.

Das gab 'nen Stoß! Der arme Kopf!  
 „Summ!“  
 Und noch einmal! Der arme Kopf!  
 „Wumm!“  
 Sie fliegt und fliegt, hört keinen Rath  
 Mit Summ und Wumm von früh bis spat.  
 „Ich will hinaus! „Ich muß hinaus!“ —  
 Sie stieß sich todt, — da war es aus! Wumm!





# Prinz Goldfisch und das Fischenmädchen.

Ein Märchen.

1.

Es war einmal ein junger Königssohn, der war schön von Gestalt, und von Herzen gut. Jedermann freute sich, wenn er ihn nur sah, ja, es hatte sogar eine stolze Wasserfee, die in dem nahen Walde ihr Wesen trieb, ihn sehr liebgewonnen, und wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie zur Frau nähme. Oft wenn der junge Königssohn durch den Forst auf die Jagd ritt, trat sie ihm in den Weg und redete ihn freundlich an. Er aber konnte ein für allemal die Feen nicht leiden; daher drehte er denn auch dieser jedesmal den Rücken, sobald er sie nur von fern erblickte.



Weil die Fee nun im Guten die Zuneigung des Prinzen nicht gewinnen konnte, so versuchte sie mit ihren Wunderkünsten ihn dazu zu zwingen. Als er einmal auf der Jagd sich verirrt hatte, lockte sie ihn in ihr Zauberthal, und wie er dort in einem einsamen See badete und beim Baden unter das Wasser tauchte, verwandelte sie ihn in einen Goldfisch und zog ihn hinab in ihr Reich. Sie schwur, ihm nicht eher die menschliche Gestalt wieder zu geben, als bis er verspräche, daß er

sich mit ihr vermählen wolle. — Uebrigens hatte sie ihm den Aufenthalt da unten so angenehm wie möglich gemacht. Er fand unter dem Wasser Alles wie er es nur zu Hause gehabt hatte, Schloß und Garten und Hofgesinde; auch waren die Goldschuppen mit denen er bekleidet war, so köstlicher Art, wie kein ander Metall noch Edelstein auf Erden, denn die Fee hatte darin ihre werthvollsten Zaubermittel verwendet.

Doch was half das dem verwandelten Prinzen? Er war jetzt doch immer nur ein Fisch und ehe er die Zauberin zur Frau genommen hätte, wär' er lieber gestorben.

Nun kam es bisweilen vor, daß die Fee in fernen Ländern wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte und dann auf einige Monate ihr Reich verlassen mußte.

In solcher Zeit war es, wo einmal an einem hellen Maientage Prinz Goldfisch an die Oberfläche des Sees heraufkam, um sich in der schönen Frühlingssonne seinen Kummer ein wenig zu verschwimmen. Wie er so still und traurig durch's Wasser zog, sah er im Schilf am Ufer einen grauen Kranich stehen, der ihn mit scharfen Blicken beobachtete.

„Sollte der mich fressen wollen?“ dachte der Fisch, und wollte zuerst schnell untertauchen, um ihm zu entfliehen. Dann sprach er: „Nein! der kommt mir grade recht, denn ich bin meines Lebens überdrüssig!“ So schwamm er denn schnell zu dem Kranich hin und sprach zu ihm: „Du! Friß mich!“ — Der aber machte ein ganz freundliches Gesicht und sprach: „Prinz Goldfisch, nur Muth! nur Muth! ich bin dein Freund und nicht dein Feind. Noch gibt es ein Mittel, das dich



von deiner Fischgestalt erlösen kann, aber es ist schmerzhaft!“ — „Nenn' es mir,“ rief der Fisch in Hast, denn beim näheren Anblick des Kranichs faßte er Vertrauen zu ihm. Der Kranich aber erwiederte: „Merk auf!“

„Es wird Eine kommen,  
Die wird dir gefallen,  
Du wirst ihr gut sein.  
Sie wird dich steinigen,  
Als Fisch wirst du sterben,  
Als Prinz wirst du leben.  
Doch die Goldhaut, die Goldhaut die nimm mit dir.  
Gar mächtige Zauberkraft steckt in ihr.“

Wann die Fee sie bekommt, du wirst es beklagen.  
Ade nun! Ade! Mehr darf ich nicht sagen!" —

Nach diesen Worten erhob sich der Kranich und verschwand in den Lüften. — Prinz Goldfisch merkte nun wohl, daß ein guter Geist in dem Vogel stecke, neue Lebenslust erfüllte ihn. Die dunklen Worte des Kranichs gaben ihm vielen Stoff zum Nachdenken und mit Sehnsucht sah er dem Tage entgegen, der ihm Befreiung bringen sollte.

## 2.

In demselben Lande, wo dieses geschah, stand am Meeresstrande, da, wo ein Bach aus dem Wald sich in die See ergoß, eine einsame Hütte. In der Hütte wohnte ein armer alter Fischer mit seiner Tochter und die hieß Elsbeth.

Sonst pflegte der Mann alle liebe Nacht, wann Fischenszeit war, auf den Fang in See zu fahren, aber auch am Tage ging er wohl bisweilen mit der Angel in den Wald und holte sich dort aus dem Bach die schönsten Forellen und Schmerlen. Mit den gefangenen Fischen pflegte er dann von Zeit zu Zeit auf den Markt nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einiges Geld dafür löste. Das war zwar sehr wenig, doch lebte er davon mit seinem lieben Kinde zufrieden und von Herzen froh. — Jetzt war aber der arme Mann seit einiger Zeit erblindet und vermochte nichts zu verdienen; da entschloß sich Elsbeth, die nun schon sechzehn Jahr alt war, des Vaters Geschäft zu betreiben, so viel es einem Mädchen von ihrem Alter möglich ist. Sie war kräftig und flink, obschon äußerlich fein und zart, von schlanker Gestalt und lieblichem Antlitz.

Eines Tages ging sie auch wieder mit Angel und Netz in den Wald, um im Bache zu fischen. Wohl zwei Stunden brachte sie dort an den gewohnten Stellen zu; kein Fisch wollte sich zeigen. — „Geht's nicht hier, so geht's wo anders,“ dachte sie und zog tiefer in den Wald hinein. Aber

auch da wollte nichts kommen. So zog sie weiter und weiter, bis sie zu einer Stelle kam, wo das Wasser zwischen runden seltsamen Wänden einen tiefen dunklen Weiher bildete. Ringsum standen schöne Blumen und farbige Büsche und das Alles gab einen anmuthigen Widerschein in dem dunklen Spiegel des Wassers.

Es war Mittag, Alles still in weiter Runde. Kein Lüftchen ging, kein Blättchen bewegte sich und alle Vögel in den Bäumen schienen zu schlafen. Nur einige blaue Libellen flatterten über dem Wasser hin und her, und sogen hier und dort an den gelben Wasserlilien und den weißen Seetulpen.

Nicht weit vom Ufer ragte ein weißer, plattgewaschener Stein aus der Fluth heraus, grad' als wär' er zu einem bequemen Sitz eingerichtet. Mit leichten Sprüngen hüpfte Elsbeth über die Kiesel zu dem Stein hin, setzte sich darauf, warf ihre Angel aus und sang mit klarer Stimme ihr Lock-Liedchen:



„Fischchen, komm schnell!  
Sonne scheint hell,  
Mückchen im Sonnenschein  
Wartet hier oben dein.  
Mückchen ist zart und frisch,  
Hol' dir's, du schöner Fisch!“

Kaum war die Schnur im Wasser, so biß auch schon etwas an und wie sie's herauszog, war es ein Goldfisch. Als Elsbeth ihn von der Angel losmachen wollte, sah sie, daß er sich nicht am Haken sondern in die Schnur eingebissen hatte, auch ließ er sich ohne Sträuben von ihr in die Hand nehmen. Er schaute sie mit seinen klaren, klugen Augen lange an.

„Was siehst du mich denn so an, du hübscher Fisch?“ sprach Elsbeth und freute sich über den Glanz seiner Schuppen. „Ich bin dir gut,“ antwortete ihr der Goldfisch; „und will dich glücklich machen!“ — Elsbeth erschrak und warf ihn in's Wasser zurück; das Thier aber rief wieder von unten: „Und wenn du mir nicht glaubst, so hebe das große Blatt der Seetulpe auf, das rechts von deinem Stein sich über das Wasser legt. Dort schau hinunter.“ — Bei diesen Worten schoß der Fisch in die Tiefe.

Elsbeth wunderte sich allerdings ein wenig über dies seltsame Abenteuer, bald aber gefiel ihr die Sache und sie that wie jener es ihr geheißen. Als sie das gewaltige Blatt aufhob, sah sie wie durch einen Kristall tief auf den Grund des See's. Ein klares Licht ergoß sich durch das Wasser; da schaute sie Wunder über Wunder. In einem blühenden Garten stand ein Königsschloß und vor dem Schlosse zwei Thronessel von weißem Sammt, auf dem einen lag der Goldfisch, der andre stand leer; auch sah sie Ritter und Fräulein durch die Hecken da unten ziehen und vor dem Goldfisch sich neigen. Von dem Stein auf dem Elsbeth saß, führte eine kristallene Treppe hinunter zu dem Schloß und auf jedem Absatz der Treppe standen Vagen, die sahen nach ihr herauf als warteten sie ihres Winkes. Das sah Alles so schön aus, daß Elsbeth sich gar nicht satt dran sehen konnte. — Nach einiger Zeit bemerkte sie, wie der Goldfisch sich von seinem Thronessel erhob und an die Oberfläche des Wassers heraufgeschwommen kam. Wieder sah er sie so freundlich an, und rief: „Elsbeth! Verlaß deinen Vater und deine arme schlechte Hütte und komm zu mir herunter. Da sollst du auf dem Thronessel, den du gesehen, neben mir sitzen und eine Prinzessin sein und ich will dir Freuden schaffen, so viel das Jahr Tage zählt.“ —

„Gi, du nichtsnutziges Thier!“ rief Elsbeth im höchsten Zorn. „Meinen Vater sollt' ich verlassen? Da! nimm die Antwort auf deine dummen Reden!“ und dabei ergriff sie den nächsten Kieselstein und warf ihn dem Fisch an den Kopf.

Der Fisch und der Stein plumpten in's Wasser, aber in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind und die Wellen des See's spritzten mit weißem Schaum hoch in die Luft. Tief aus dem See herauf erscholl ein durchdringender Ton, erst wehmüthig und klagend, als sollt' er einem das Herz mitten entzwei schneiden, dann aber klang es wieder wie lustige Flöten und Schalmeyen, bis endlich auch diese Töne schwiegen. Die Wellen befänstigten sich und das Wasser ward so still und dunkelgrün als zuvor.

Nun sah Elsbeth auch den Goldfisch wieder aus dem Wasser tauchen, er schwamm aber nicht wie vorhin, sondern lag auf der Seite und als sie näher hinschaute, war es nur die Haut des Thieres, weder Fleisch noch Gräten darin.

Schnell griff sie mit der Hand danach und hatte eben die Fischhaut über dem Wasser hervorgezogen, als das große Blatt der Seetulpe neben ihr sich erhob und ein weißer Menschenarm darunter herauffuhr, der ebenfalls nach der Schuppenhaut greifen wollte. Aber schon hatte das

Mädchen diese in ihrer Schürze verborgen und die weiße Hand zog sich wieder unter das Wasser zurück.

Elsbeth sprang nun schnell von ihrem Steine weg an's Ufer, und machte daß sie so rasch wie möglich aus dem Walde kam. Es war ihr doch an dem See recht unheimlich zu Muth geworden. Erst als sie den Wald hinter sich hatte, nahm sie die Schuppenhaut aus ihrer Schürze hervor. O, was war die schön! wie funkelte sie im Lichte! der Glanz schien wie lauter Abendgold und Abendröthe, es war wundervoll zu sehen; und doch ward Elsbeth auch wieder recht von Herzen traurig, wenn sie dran dachte, daß sie aus bloßer Uebereilung den armen Fisch todtgeworfen hatte. Der hatte es vielleicht mit seinen dummen Reden gar nicht so böse gemeint. Das Mitleid trieb ihr sogar die Thränen in die Augen.

Als sie nach Hause kam, wollte sie erst dem Vater Alles erzählen, was ihr begegnet war; jedesmal aber wenn sie davon anfangen wollte, war's ihr wieder, als wenn ihr eine Stimme zurief: „Elsbeth! thu' es nicht!“ — So verschloß sie denn die Schuppenhaut heimlich in ihrer Kiste, sie hoffte dieselbe ihrer seltenen Schönheit wegen in der Hauptstadt für ein Paar Groschen zu verkaufen und dem Vater eine unverhoffte Freude zu machen.

## 3.

Wenige Tage, nachdem sich dies zugetragen hatte, war in den Städten und Dörfern des Landes großer Jubel. Herolde und Boten ritten auf allen Straßen umher und verkündeten dem Volk: der junge Königssohn, der vor längerer Zeit auf der Jagd, man wußte nicht wohin, verschwunden war, sei in der Hauptstadt wieder angekommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß er sich nun auch vermählen wolle, und zwar in der Art, wie das Gesetz des Landes es vorschrieb.

Nach einem alten Brauche mußten dann nämlich die schönsten und reichsten Mädchen des Königreiches nach der Hauptstadt kommen, ein Schiedsgericht mußte bestimmen, welche von diesen die Allerschönste und zugleich die Allerreichste sei und mit dieser feierte dann der Prinz nach drei Tagen seine Hochzeit. Das gab nun überall wo die Boten hinkamen einen großen Lärm. Jedes Mädchen, die nur irgend ein niedlich Mäschen oder ein Paar pfliffige Augen im Kopf hatte, und dabei hoffärtig und eitel war, hielt sich für die Allerschönste. Aber selbst die Häßlichen dachten bei sich: kein Mensch sei ja vollkommen und außer einigen kleinen Schönheitsmängeln seien sie doch viel schöner als andre, die zwar regelmäßige aber sehr langweilige Gesichter hätten. Und dachten das nicht die Töchter, so dachten es doch manche ihrer Mütter. Was aber den Reichthum betraf, so verkauften die Herren Väter so schnell es nur ging ihre Häuser und Gärten und Wald und Feld, um nur reiche Kleider und Karossen und Dienerschaft für ihre Töchter anzuschaffen. Denn natürlich mußte jede in dem Schmuck, den sie bei diesem Feste trug, ihren Reichthum beurkunden.

Der letzte Tag des Monats war als der Termin bestimmt worden, wo in der Hauptstadt die große Festlichkeit statt finden sollte. —

Von allen diesen Neuigkeiten war nun in der stillen Fischerhütte am Meer nicht das Geringste bekannt geworden. Wie sollte auch zu der einsamen Gegend die Kunde davon hindringen! Zudem hatte Elsbeth in den letzten vierzehn Tagen nur so viel Fische gefangen, wie sie und der Vater zu ihrem Unterhalt bedurften, und daher nichts nach der Stadt gebracht. Das war aber sehr traurig, denn ihr bißchen Geld war fast zur Neige. Da fiel dem Mädchen die kostbare Goldfischhaut ein, die sie in ihrer Kiste hatte, und das machte ihr wieder neue Hoffnung.

Es war grade der Abend vor dem letzten des Monats, als sie ihren Vater bat, er solle sie

auf ein Paar Tage nach der Stadt gehen lassen, um einige Einkäufe zu machen, denn daß es mit dem Gelde so schlecht stand, wollte sie dem armen Mann noch nicht sagen, um ihm nicht jetzt schon Kummer zu machen. Gern gab der Vater ihrer Bitte nach. Wie freute sich Elsbeth, wenn sie daran dachte, wie viel Freude sie ihm mit dem Gelde machen könnte, was sie für die Schuppenhaut bekommen würde!



Früh am andern Morgen nahm sie ihr Körbchen, legte heimlich die Wunderhaut hinein, deckte ihr Tücheltchen drüber und begab sich auf den Weg zur Stadt.

Lange war sie nur einsame Wege durch Sand und Dünen und Haide gegangen, als sie aber auf die große Landstraße kam, war es mit der Stille und Einsamkeit vorüber. Glänzende Staatswagen mit Vorreitern und Bedienten hinten und vorn rasselten an ihr vorüber und in den Wagen saßen gepuderte Jungfrauen, mit Sammt und Seide und Federn und Schmuck bedeckt, die reckten die Häuse in die Luft wie die Pfauen, wenn sie ein Rad schlagen. Wo sie hinfuhren und was sie für Gedanken im Sinn hatten, läßt sich leicht errathen.

Der prächtigste Wagen aber kam ganz zuletzt. Acht Schimmel, so weiß wie Wellenschaum zogen ihn in vollem Galopp, sie hatten meergrünes Geschirr und Schilfbüschel auf den Köpfen. Die Dame, die in der Kutsche saß, war ebenfalls weiß und meergrün gekleidet, und sah zwar nicht schön aber sehr stolz und wunderbar aus. Die Kutsche war von durchsichtigem Kristall und mit Seetulpen und Schilfblättern bekränzt.

Elsbeth war ganz in Staunen versunken, wie sie den blitzenden Wagen schon von weitem daherrrollen sah. Sie merkte darüber gar nicht, daß ihr das Körbchen vom Arm rutschte und sein Inhalt auf den Weg fiel. Indem war auch der Wagen schon da, und zugleich fiel ein Sonnenstrahl auf die Schuppenhaut, daß sie hell aufblitzte. — Wie durch einen Zauberschlag standen die Rosse still; da rief die stolze Jungfrau aus dem Wagen mit laut klingender Stimme:

„Mein Eigenthum am Boden dort!  
Mein Zauberkleind, die Schuppenhaut!  
Auf! Silberschwan, und bring sie mir!“

Und ein silberner Schwan, welcher auf der Decke der Kutsche dagesessen hatte, als wär' er nur von todtm Metall, hob seine Flügel, schoß vom Wagen herunter, ergriff die Fischhaut mit seinem Schnabel und ließ sie seiner Gebieterin durch die Öffnung des Wagens auf den Schooß sinken. Dann schwang er sich wieder auf die Kutschendecke, wurde starr und steif wie vorhin und im Aurollte der Wagen davon.

4.

Elsbeth wußte nicht wie ihr geschah. Staunen, Schreck und Trauer über den verlorenen Schatz, auf dessen Verkauf sie all' ihre Hoffnung gesetzt, alles das bewegte sie so, daß sie gar nicht wußte,

was sie nun thun sollte. Sie setzte sich auf das Geländer der Brücke, legte den Kopf in die Hand, sann und sann und schlief endlich vor Müdigkeit ein.

Als sie erwachte war es schon spät am Abend und die Sonne am Untergehen. Sie rieb sich



die Augen, da sah sie, wie neben ihr auf demselben Geländer ein klein winzig Männlein saß, grau und runzlig aber freundlich und manierlich. Das Männlein ließ sich bald mit ihr in ein Gespräch ein, erzählte ihr allerlei von dem Feste in der Hauptstadt, und fragte sie zuletzt, ob sie denn nicht auch sich dem Prinzen wollte vorstellen lassen. Das kam dem armen Fischerkinde doch gar zu komisch vor, sie lachte laut auf und sprach im Scherz: „Warum denn nicht? Hab' ich doch ein Gesicht so braun wie die Seeplunder und bin ich doch so reich, wie die Kirchenmaus; da kannst du mich immer schon hinführen!“ — Das Männlein lächelte und strich sich mit schlauem Blick seinen langen, weißen Bart; dann erzählte es, es wäre ein studirter

Doctor und könne Blinde sehend machen. Elisabeth dachte an ihren armen Vater und fragte hocherfreut, was es kosten sollte, wenn das Männlein ihm sein Augenlicht wieder gäbe? — „Hm!“ sprach jener und schüttelte den Kopf, „du sagst, du bist arm wie eine Kirchenmaus. Aber die Kirchenmaus hat kein so schwarzes Haar und keine so weißen Zähne wie du, das kann ich beides gebrauchen. Giebst du mir deine drei vordern Zähne und läßt dir von mir die Haare vom Kopfe scheeren, so mache ich deinen Vater gesund.“ — Das Mädchen ging voller Freuden den Handel ein. „Nun aber noch eins“, sprach das Männlein; „Wir müssen jetzt nach der Stadt, ich um meine Salben und Kräuter zu holen, du um dir das Haar abschneiden und die Zähne ausbrechen zu lassen; denn nur dort kann das geschehen!“ Und Elisabeth war auch dazu bereit, hatte sie ja doch die Hoffnung, daß ihr blinder Vater sehend würde.

Nun führte der Doctor sie auf einem Fußweg in den Wald, denn dort, sagte er, liege im Flusse sein Schiffelein und das könne sie schon in einer Stunde nach der Stadt bringen, während sie auf der Landstraße viel länger Zeit zu gehen hätten. —

Erst war der Fußsteig bequem, dann aber zog er sich durch unwegsames Dickicht unter alten Bäumen hin, durch deren dunkle Wipfel fast kein Abendshimmer dringen konnte. Weiße Spinnweben zogen sich darin überall von Busch zu Busch, und legten sich dem Mädchen, indem sie durchschlüpfen wollte, um Hand und Gesicht, um ihr rothes Nieder und um ihr blaues Röckchen. Elisabeth wollte sich das garstige Gespinnst abstreifen, aber das Männlein sprach:

„Laß sein, laß sein!  
Keine Seide so fein,  
Kein Schleier so schön,  
Wirst sehn! Wirst sehn!“

Da ließ sich das Mädchen denn ruhig von den Geweben umspinnen. — Darauf fiel ein kühler Abendthau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, die hingen sich ihr an den Nacken und an den Hals und in die Kleider. Elisabeth wollte sie sich abschütteln, aber das Männlein rief:

„Laß fein, laß fein!  
Kein Perlenschein,  
Kein Edelstein,  
Erglänzt so fein!“

Und das Mädchen ließ die Tropfen ruhig hängen. — Darauf kamen sie an ein kleines Wässerlein, das spülte dem Mädchen über die nackten Füße. Sie wollte das Wasser abschütteln, aber das Männlein rief:

„Laß in Ruh, laß in Ruh  
Die silbernen Schuh!“

Und wirklich glänzte das Wasser an ihren Füßchen, als hätte sie Schuhe und Strümpfchen aus Silbertaffet an.

Endlich gelangten sie zum Fluß, auf dem eine Gondel lag. Am Ufer war das Wasser glatt und still, und zwischen kleinen Wasserblümchen stimmerten darin so hell die Sterne; es sah aus, als wären sie nicht der Widerschein des Himmels, sondern als wiegten und schaukelten sie sich wirklich in der Fluth.

Von dem weiten Wege und dem lauen Sommerabende glühten der Elsbeth recht ihre Backen. Sie klagte es dem Männlein, das rieth ihr, den Kopf dreimal in's Wasser zu tauchen, das würde ihr Labung bringen. Und wie sie es that und den Kopf zum drittenmale herauszog, war es ihr, als wären die kleinen Wasserblümchen ihr im Haare hängen geblieben und als leuchte ihr ein heller Schein um den Kopf herum. Wieder fuhr sie mit der Hand dahin, um das, was da war, abzustreifen, aber das Männlein rief:

„Halt ein! halt ein!  
Schau nur hinein  
In's Wasser drein.  
Jetzt bist du fein!“

Und wie Elsbeth in den Wasserspiegel hinunterschaute, sah sie sich selber, aber geziert mit einem Schmucke, wie kein Gold ihn erkaufen kann. Die feinsten weißen Schleier, bestreut mit strahlenden Perlen und Edelsteinen, umwanden ihren schlanken Leib, ein Kranz von funkelnden Sternen, die zwischen zarten Wasser-Ranunkelchen ihre Strahlen hervordbrechen ließen, umgab ihr schönes, dunkles Haar; und um den Schmuck zu vollenden, kamen noch ein Paar Leuchtkäferchen angefliegen, setzten sich ihr an die beiden Ohrläppchen und blieben daran hängen, als wären es kostbare Ohrbuckeln.





Mit stillem Lächeln betrachtete Elsbeth ihr Spiegelbild im Wasser. „Ei, was seh ich hübsch aus!“ rief sie in kindlicher Freude, „hätt' ich doch nie gedacht, daß ich so aussehen könnte!“ — Doch das Männlein trieb zur Eile. Nicht leicht ward es dem Mädchen, sich von dem Wilde im Wasser zu trennen, dennoch folgte sie seinem Ruf und bestieg mit ihm die Gondel.

Diese trieb den Fluß entlang und als sie beide nun so still dahinfuhren und Elsbeth immer und immer wieder in der Fluth neben sich ihr Spiegelbild flimmern sah, und als ihr dabei der Gedanke kam, daß alle der Schmuck, der sie zierte; doch nur für den Augenblick sei und daß sie obendrein ihr schwarzes Haar und ihre blanken Zähne hergeben sollte, da fing es denn doch an, ihr schwer auf's Herz zu drücken, denn auch Schönheit ist ein Gut, das wohl Keiner, der es hat, gern verlieren mag.

Das Männlein sah, wie dem Mädchen ganz leise ein Thränlein über die Wange rollte. „Elsbeth,“ sprach er, „noch ist es Zeit. Wenn du willst, kehren wir um, und ich bring' dich wieder zu deiner Hütte; dann behältst du dein Haar und deine Zähne und alle den Schmuck, den du jetzt an dir hast. — Aber dein Vater bleibt dann freilich blind!“ „„Nein, nein,““ rief Elsbeth, „„nimm mir Alles, nimm mir mein Leben, nur mache meinen Vater gesund!““ — Schon hob sie wieder die Hand, um den seltenen Puz von sich abzustreifen, aber der Kleine ließ es nicht zu, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen.

Indeß waren sie auf dem Fluß bis in die Hauptstadt und in die königlichen Gärten hineingekommen, wo eben mit großer Festlichkeit die Hochzeit = Wahl einer Prinzessin gefeiert wurde. Hoch über ihren Köpfen sah Elsbeth den Widerschein der Fackeln und Feuerbecken, sie hörte Klänge einer rauschenden Musik und das Gesumme einer großen Volksmenge, aber die hohen Mauern, zwischen denen der Fluß sie hinführte, ließen sie nichts von dem Feste selbst wahrnehmen.

Endlich landeten sie an einem Hügel. Sie traten aus der Gondel und bestiegen den Gipfel des Hügels, der von einer dichten Lorbeer = Hecke umgeben war. Dort oben bog das Männlein einen Lorbeerzweig zurück und sprach zu dem Mädchen: „Hier schau hinunter!“ — Da sah Elsbeth dicht vor ihren Füßen ein Schauspiel der Pracht und Herrlichkeit, wie sie es nie zuvor geträumt hatte.

## 5.

Nun hört, was Elsbeth da alles erblickte.

Im Hintergrunde ragte mit seinen Thürmen und Zinnen und mit seinen hellerleuchteten Fenstern das königliche Schloß hoch in die Mondnacht hinein. Vor dem Schlosse war eine lange, breite Terrasse, darauf standen unter einem Thronhimmel zwei Lehnstühle von weißen Sammet, gerade wie es Elsbeth im See des Zauberwaldes gesehen hatte. Einer dieser Stühle war leer, aber auf dem andern saß der schöne junge Königssohn, und hinter ihm der König, sein Vater und der der ganze königliche Hofstaat. Diesen gegenüber stand eine Reihe von wohl hundert rothseidenen Sesseln, darauf saßen die Jungfrauen, die zur Wahl sich herbegeben hatten, mit allem Reichthum der Erde behangen und umwickelt und besittert. Dann war auf der einen Seite ein himmelblaues Gerüst, auf dem die ersten Maler und Bankiers des Landes versammelt waren, damit sie als Richter der Schönheit und des Reichthums ihr Amt verwalteten. Ihnen aber gegenüber auf einem orange-farbenen Gerüste bliesen die Posaunenbläser, paulten die Trommler und strichen die Geiger ihre Instrumente, daß es eine Lust anzusehen und anzuhören war.

Nachts und links von dieser Terrasse spritzten herrliche Springbrunnen rothen und weißen Wein hoch in die Luft, und um die Brunnen herum standen gedeckte Tafeln, die waren mit den köstlichsten

Speisen besetzt. In großem Halbkreise auf der Wiese, die das Schloß umgab, lagerte das Volk unter Gehängen von farbigen Laternen, die an den Lorbeerbäumen befestigt waren.

Den ganzen Nachmittag hatten nun schon die Richter berathen, welche von den angekommenen Jungfrauen werth sei, die Frau des jungen Prinzen zu werden, und da hatte es wie gewöhnlich viel Streit gegeben. Die Maler verstanden nicht den Reichthum zu beurtheilen, die Bankiers hatten mitunter ganz verkehrte Ansichten von der Schönheit. — Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo sie die letzte Entscheidung aussprechen sollten. Noch einmal setzten sie daher ihre Brillen auf die Nasen und legten ihre Perspective an die Augen, um noch die letzte Prüfung auch bei Lampenbeleuchtung anzustellen; denn der Schickslichkeit wegen durften sie die Jungfrauen nicht zu nahe betrachten. Da blies plötzlich von der Sinne der Burg der Thürmer; dies war ein Zeichen, daß so eben noch eine Jungfrau als Mitbewerberin ankomme. Bald rollte auch eine Kutsche daher, die war ganz von Kristall und mit acht weißen Schimmeln bespannt. Und siehe da, die stolze Donna, die aus der Kutsche stieg, war dieselbe, die der Elisabeth auf der Landstraße ihre Goldhaut geraubt hatte. Mit festen Schritten und einer Miene, der man ansah, sie wäre ihres Sieges gewiß, ging sie auf den Platz, welcher in der Reihe der Jungfrauen noch, wie es schien, für sie offen gelassen war. Sie hatte denselben Anzug an wie heute Mittag, meergrün und weiß, und doch erschien sie jetzt viel schöner; denn ein Kranz von goldnen Schuppen, die wie Abendgold und Abendröthe glänzten, warf über ihr Antlitz einen wunderbaren Schönheitszauber, so daß der Buz aller übrigen dagegen matt und wässerig erschien.

Aller Blicke richteten sich auf die stolze Erscheinung und kaum hatten die Richter sie wahrgenommen, als sie die Köpfe zusammensteckten und ihre Mienen plötzlich die größte Uebereinstimmung verriethen.

Nun stieg eine rothe Rakete in die Luft, das Zeichen, daß diejenige als künftige Königin begrüßt werden sollte, die man dazu für würdig befunden. Eine Deputation der Richter erhob sich, Trabanten und Herolde schlossen sich an und ihnen folgte ein Page, der eine kleine goldene Krone auf einem Kissen vor sich hertrug. Der Zug bewegte sich gradewegs zu derjenigen hin, die zuletzt angekommen. Triumphirend erhob sich die übermüthige Jungfrau von ihrem Sitze, ihre Blicke schienen Alles um sich her, wie der Hagel die Wiesenblumen, niederzuschmettern, und schon begann der Präsident des Gerichtes der Schönheit und des Reichthums eine zierliche Anrede in Versen, worin er die hohen Eigenschaften der Erwählten pries.

Der Page kniete nieder und hielt die Krone empor, gierig streckte die Jungfrau die Hände darnach aus — — Da erbrauste auf einmal ein ungeheurer Wirbelwind von solcher Gewalt, daß die Krone vom Kissen geweht wurde und alle Lampen und Fackeln rings umher erloschen. Nur die erleuchteten Fenster des Schloßes ergossen noch einen matten Schimmer über den Platz. Sogleich aber legte sich auch der Wirbelwind und Alles war still wie zuvor.

Auch der Lorbeerbusch, der Elisabeth bisher verdeckt hatte, war vom Sturm niedergeworfen. Allen sichtbar stand nun das Fischermädchen da, in ihrem leuchtenden Sternenkranz, umweht von den Schleiern, in denen die Thauperlen als Edelsteine funkelten; und in dem Glanze dieser reinen Lichter erschien ihr unschuldig Angesicht wunderbar verklärt.

Das Krachen des umstürzenden Baumes hatte die Blicke der Menge nach dem Hügel hingelenkt. Ein lautes „Ach“ der Verwunderung unterbrach die Stille. Darauf rief Alles, Volk und Richter wie mit einem Munde: „Seht! seht! da steht die schönste und reichste Jungfrau der Welt! da steht unsere zukünftige Königin, sie lebe hoch!“ — Und es schmetterten die Trompeten, Kanonen wurden gelöst, Raketen und Mützen flogen in die Luft und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen.

Wie aber der junge Königssohn in hohen Freuden, von seinem Thron sich erhob, um die ihn vermählte Braut zu begrüßen und als er vorbeisritt an der Jungfrau, deren Stolz so eben gemüthigt worden, da riß diese den goldenen Schuppenkranz aus ihrem Haar, warf ihn dem Prinzen vor die Füße und sprach: „Nimm hin dein Eigenthum, ich fühl's, mein Reich und mein Leben geht zu Ende, mein Stolz ist besiegt; denn der Geist, der jenes Kind dir zuführte, ist mächtiger als ich.“ —

Sie winkte. Die Kristall-Kutsche rollte vor, die Wassersee bestieg sie und versank mit ihr in den Boden. An der Stelle, wo sie versunken war, rauschte alsbald ein Brunnen mit unheimlichem Gemurmel durch das Gras.

Und wie die Fee es gesagt hatte, so war es auch. Ein mächtiger Zauberer hatte schon lange unsichtbar die Geschicke des Königssohnes gelenkt. Er war auch der graue Kranich und das graue Männlein gewesen, und führte dem Prinzen eine Braut zu, die allein seiner würdig war. Zwar war der Wunderschmuck, den er ihr durch seine Waldgeister bescheert hatte, von seltner Pracht, aber ihr größter Reichthum war die Unschuld und die Treue ihres Herzens, und eben diese Unschuld und diese Treue verliehen ihrem Angesicht eine Schönheit, die keine der andern Jungfrauen aufzuweisen hatte und die ihr Aller Gemüth gewann.

Mit der Einwilligung ihres Vaters, dem das graue Männlein alsbald sein Augenlicht wieder gab, ward Elisabeth die glückliche Frau des jungen Königssohns, und als dieser nach dem Tode seines Vaters König wurde, regierten beide unter dem Schutze des guten Zauberergeistes, der sie auch ferner durch Rath und That unterstützte, ihr Land mit solcher Weisheit, daß ihr Volk sie segnete für alle Zeiten.

## K a n i n c h e n .

Kaninchen, Karnickelchen,  
Was bist du doch so stumm!  
Du sprichst nicht, du singst nicht,  
Und läufst so sacht herum.

Kaninchen, Karnickelchen!  
Hast Augen groß und blank,  
Auch fehlt es dir an Ohren nicht,  
Die sind gehörig lang.



Kaninchen, Karnickelchen!  
Kannst essen, trinken, schlafen,  
Doch mit dem Lernen merk' ich schon,  
Machst du dir nichts zu schaffen.

Kaninchen, Karnickelchen!  
Ich wette was darum,  
Trotz großem Aug' und großem Ohr,  
Du bist ein bißel dumm!

## Steckenreiter - Lehren.



1.

Herr Reiter, mein Reiter, nun reit' Er 'mal aus  
Und bring' Er mir recht etwas Schönes nach  
Haus:

Aus Nürnberg Spielzeug und Buß aus Berlin,  
Und Bücher aus Leipzig und Backwerk aus Wien.

2.

Und kommt 'mal ein Wetter, und regnet's einmal,  
Da führ' Er sein Pferd nur nicht gleich in den Stall,  
Ein Reiter wie Er muß kein Nestkükel sein.  
Durch Sturmwind und Regen! Geritten muß sein!



3.

Herr Reiter, mein Reiter, und trinkt Er 'mal gern:  
Am Weg steht ein Wirthshaus, am Thor hängt  
ein Stern.

Und ißt Er dort Braten und trinkt Er dort Wein:  
Auf meine Gesundheit! sonst darf es nicht sein!

4.

Herr Reiter und kommen ihm Räuber entgegen,  
Da greif' Er nur gleich nach Pistolen und Degen.  
Ein Reiter wie Er muß kein Hasensuß sein,  
Da mach' Er nicht Klausen und schlag' Er darein!

5.

Nun vorwärts! zum Kuckuf, Er trödelst mir schön!  
Sein Köhlein das stampfet und will nimmer stehn.  
Ade nun! und geb' Er die Sporen dem Pferd,  
Sonst ist ja der Reiter kein'n Heller nicht werth!





### Närrischer Tanz.

Im Hofe bläst der Gans,  
Das hört die Gans  
Und spricht zur Ente:  
„Ach, wer doch tanzen könnte!“ —

Die Ente spricht:  
„Wer kann's denn nicht?  
„Sieh mich nur an,  
„Wie schön ich's kann.“ —  
Sie hebt die Pfoten  
Als wär's nach Noten,  
Und wackelt daher  
Bald vorwärts und  
Bald in die Quer,  
Und ziert sich sehr  
Und denkt Wunder  
Wie schön es wär!

Die Gans dabei  
Voller Entzücken,  
Mit Kennerblicken  
Sie spricht: „Ei ei!  
„Was ist das schön!  
„Doch sollst du sehn,  
„Obgleich es schwer,  
„Ich mach dir's nach.“ —

Und denkt nur, ach!  
Sie hebt die Pfoten,  
Als wär's nach Noten  
Und wackelt sehr,  
Und denkt sich Wunder  
Wie schön es wär!

Und wie nun Ent' und Gans  
Beide im vollen Tanz,

Kommen vom Teiche daher  
Der Gäns' und Enten noch mehr,  
Viele, viele,  
Und sehen zu dem Spiele. —  
Und kaum, daß sie's geseh'n,  
Fangen sie an sich zu dreh'n,  
Die Beine zu recken,  
Die Hälse zu strecken,  
Und setzen die Pfoten  
Als wär's nach Noten,  
Und wackeln im Hofe herum  
Und stoßen einander sich um,  
Die närrischen Wichter,  
Und schneiden Gesichter,  
So dumm, ach so dumm, so dumm!

Wie der Gans den Tanz erblickt,  
Er fast erstickt,  
So hat er gelacht  
Und hat gedacht:  
„Jetzt seh' ich's klar,  
„Wie oft Ein Narr,  
„So viele andre Narren macht!“ —



## Kindergespräch.



Grete.

Ich möchte schon meine Mutter sein!  
Nur müßten meine Kinder hübsch artig sein:  
Müßten nur lachen,  
Nichts Dummes machen,  
Des Nachts in der Wiegen  
Hübsch stille liegen,  
Mich niemals plagen,

Sich gut vertragen.  
Wären meine Kinder so artig und fein,  
Dann möcht' ich schon meine Mutter sein.

Hans.

Wären nun aber deine Kinder wie du,  
Grete, was meinst du dann dazu?

Denk mal nach:

So den ganzen Tag  
Die vielen Sorgen  
Vom Abend zum Morgen!

Ist Gine still,  
Das Andre was will.  
Das bettelt und schmeichelt,  
Das weint und das streichelt.

Das Gine ist grillig,  
Das Andre nicht willig;  
Lassen der Mutter doch wenig Ruh,  
Grete, was meinst du wohl dazu?

Grete.

Wären meine Kinder wie ich und du? —  
Nein!

Da möcht' ich nicht meine Mutter sein!

Hans.

Aber Grete, ich denk', über's Jahr,  
Sind wir vernünft'ger geworden, nicht wahr?

## Wettlauf.



Die kräftigen Jungen, hei, wie sie jagen!  
Die Gäule, sie merken's schon, wen sie tragen.

Um die Wette zum Ziel, nur zu! ohne Sorgen!  
Und wer heute verliert, wird Sieger wohl morgen.

## Ringelreihen.



1.

Ringel = Ringel = Reihen!  
Die Vögel singen im Maien,  
Sie fliegen früh am Morgen fort;  
Viel ist zu thun im Walde dort.  
Sie kehren heim beim Abendroth,  
Dann knabbern sie ihr Vesperbrod,  
Und ducken sich in's Nest zur Ruh  
Und rufen noch einander zu.  
„Duck mit dem Kopf!  
Daß uns der Warden nicht kriegt beim Schopf!“



2.

Ringel = Ringel = Reihen!  
Die Fische in den Teichen,  
Die Fische in dem Erlenbach  
Sie schwimmen Eins dem Andern nach,  
Und scheint die Sonne droben,

Sie kommen Alle nach oben;  
Doch wenn den Klapperstorch sie sehn,  
Mit seinem rothen Schnabel stehn!  
„Duck mit dem Kopf!  
Daß uns der Storch nicht kriegt beim Schopf!“



3.

Ringel = Ringel = Reihe!  
Der Hase läuft in's Freie,  
Der Hase läuft durch's Stoppelfeld,  
Am Besten ihm der Kohl gefällt;  
Da setzt er auf zwei Beinchen sich  
Und frist sich satt ganz ordentlich.  
Doch kommt von fern ein Jägersmann,  
Wie spitzt der Haas die Ohren dann:  
„Duck mit dem Kopf!  
Daß uns der Jäger nicht kriegt beim  
Schopf!“



### Deutscher Rath.

Vor Allem Gins, mein Kind: Sei treu und wahr,  
 Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!  
 Von Alters her im deutschen Volke war  
 Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.  
 Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.  
 Aus einem Knaben aber wird ein Mann,  
 Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein, und dreh und deutle nicht;  
 Was Du berichtest, sage kurz und schlicht,  
 Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,  
 Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich an's Herz heran,  
 Zuerst ein Zwerg, ein Riese hinternach,  
 Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,  
 Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!“

Dann wach' und kämpf', es ist ein Feind bereit:  
 Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.  
 Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,  
 Du Deutsches Kind, sei **tapfer, treu und wahr!**



